Zur Erkenntnistheorie der Vorstellung.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt

von der Hohen Philosophischen Fakultät

der

Rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn.

Von

Johann Schenk

aus Köln.

Promoviert am:

1929

BUCHDRUCKEREI
MAX WELZEL, KÖLN-KALK

Berichterstatter: Professor Dr. Adolf Dyroff.

Mit Genehmigung der Fakultät kommt hier nur ein Teil zum Abdruck. Die Angabe des Gesamtinhaltes der eingereichten Dissertation folgt am Schlusse.

Meinen lieben Eltern
in tiefster Dankbarkeit.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548917_0051

Bemerkung.

Vorliegende Arbeit ist im Zusammenhang mit Theodor Ziehens Vorstellungslehre [1]) entstanden. Daraus erklärt sich im Text die jeweilige Bezugnahme auf seine Auffassung. Th. Ziehen vertritt den Standpunkt des Assoziationspsychologen. Wir verkennnen nicht, daß die Assoziation sich zur Lösung des Vorstellungsproblems manche Verdienste erworben hat [2]) und stimmen zu, wenn Th. Ziehen von einer äußerst dürftigen Kenntnis des Vorstellungsphänomens spricht, müssen es jedoch entschieden ablehnen, wenn er behauptet, wir seien „über die sogen. Assoziationsgesetze noch kaum hinausgekommen", mit der Begründung, die Vorstellungen seien „infolge ihrer Zerfließlichkeit und Flüchtigkeit der experimentellen Untersuchung eben viel schwerer zugänglich" [3]).

Von seiner Auffassung sagt Th. Ziehen einmal: Si quid novisti rectius istis, candidus imperti; si non, his utere mecum [4]). Vielleicht darf das Folgende als ein Versuch zu einem rectius gelten.

---

[1]) Die gute Darstellung bieten: Theodor Ziehen, Erk.-th. auf psychophysiologischer u. physikalischer Grundlage, Jena 1913; Lehrbuch der Logik auf positivistischer Grundlage, Bonn 1920; Leitfaden der Physiologischen Psychologie in 16 Vorlesungen, 12. Auflage, 1924; Die Grundlagen der Psychologie Bd., I und II, Leipzig und Berlin 1915; Zum gegenwärtigen Stand der Erk.-th. Versuch einer Einteilung der Erkenntnistheorien. Wiesbaden, 1914.

[2]) Vgl. J. Lindworsky, Exp. Psychologie, 1923, S. 3.

[3]) Th. Ziehen, Stand der Erk.-th, 1914, S. 32.

[4]) Th. Ziehen, Grundlagen der Psychologie I, S. 51.

Inhalt.

Seite

Ueber phänomenologische Methode 7

I. Phänomenologie der Vorstellung 9

1. Vorstellungssubjekt 9

2. Vorstellungsobjekt 16

3. Vorstellungsrelation 20

II. Theorie der Vorstellung 23

1. Das Metaphänomenologische 23

2. Phänomen und Metaphänomen 28

3. Das Wesen der Vorstellung 30

Anhang: Gesamtinhalt 34

Über phänomenologische Methode.

Eine erkenntnistheoretische Untersuchung der Vorstellung hat von der Feststellung auszugehen, welcher Begriff der Vorstellung dem Phänomen der Vorstellung, wie wir es als Tatsache kennen, zugrunde liegt. Es kommt also nicht darauf an, eine Beschreibung der Vorstellung zu geben, sondern eine erkenntnistheoretische Ausdeutung zu bieten. Dabei soll im Folgenden durch phänomenologische Wesensanalyse versucht werden, der Lösung des Vorstellungsproblems näher zu kommen. Vorher ist Gegenstand und Aufgabe der Phänomenologie dem Verständnis zu erschließen. Voraussetzung für sie ist das Herankommen an die Phänomene ohne alle Voreingenommenheit, der schlichte Wille zu sehen, die einfache Hinnahme dessen, was da ist. Die phänomenologische Methode verlangt, sich der Wirklichkeit schlicht beobachtend gegenüberzustellen, nur empfänglich für das, was uns in ihr gegeben ist, und unser bisheriges Wissen über sie ganz unterdrückend [5]). Negativ gesprochen verhält sich dieselbe ganz kritiklos. Von ihr gilt, was E. Husserl von seiner (idealistischen) Phänomenologie sagt: Die Phänomenologie gibt sich . . . als anfangende Wissenschaft. Wieviel von den Ergebnissen der hier versuchten Analysen endgültig ist, kann erst die Zukunft lehren . . . Aber eines dürfen und müssen wir anstreben, daß wir in jedem Schritt getreu beschreiben, was wir von unserem Ausgangspunkte aus und nach ernstestem Studium wirklich sehen [6]). Man muß nur den Mut haben, unbeirrt von aller Theorie ehrlich zu beschreiben, was man am Phänomen wirklich erschaut. Denn die Sprache des Phänomens, mag sie auch nur eine solche der Oberfläche sein, ist eindeutig und nicht mißzuverstehen [7]). Dennoch ist sie oft mißverstanden worden, indem man sich im Banne metaphysischer

---

[5]) A. Müller, Psychologie 1927, S. 14 und 30.

[6]) E. Husserl, Ideen zu einer reinen Phänomenologie usw. in: Jahrb. für Phil. und phän. Forsch. (hrsg. von E. Husserl) Bd. I, 1. Teil 1913, S. 201.

[7]) N. Hartmann, Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis, 1925, S. 463.

Standpunkte bewegte und nicht die Einstellung des Empfänglichen für das besaß, was mit unabweisbarer Gewalt sich einfach als gegeben darbot. Die Phänomenologie schließt allerdings die große Gefahr in sich, voreilig etwas als eine ursprüngliche und unmittelbar gegebene Bedeutung auszugeben, dem diese Eigenschaft in Wirklichkeit nicht zukommt. Man muß sich also hüten, den objektiven Maßstab für alle Wirklichkeit aus den Augen zu verlieren. Der phänomenologische Standpunkt liegt jenseits von aller Theorie, jenseits von Realismus und Idealismus; er stützt sich auf keine Voraussetzung, ist aber selbst Voraussetzung für jede Stellungnahme. „Phänomenologisch" meint das vor aller Reflexion gegebene, wobei man sich hüten muß, unmittelbares Reflektieren mit folgerndem Ableiten oder mit Induktion gleichzusetzen. Beides ist auch eine Form des reflektierenden Nachsinnens, aber nicht die einzige. Th. Ziehen verfolgt ein gleiches Ziel: Was sich evident darbietet, darf weder um- noch weggedeutet werden, sondern ist einfach hinzunehmen und zu beschreiben. Der Unterschied ist allerdings groß und besteht in der dogmatischen Beschränkung auf das sinnlich Wahrnehmbare. Die Rechtfertigung dieser Beschränkung bleibt Ziehen uns schuldig. Im Gegensatz zu ihm finden wir, daß man sich hüten muß, sich mit dem Sensuellen im Phänomen zu bescheiden und das Metaphänomenologische (d. h. das Uebersinnliche; Erklärung S. 23) zu vernachlässigen. Das wäre einseitig, noch ein Rest standpunktlicher Voreingenommenheit. Die Beschreibung des sinnlich faßbaren Phänomens darf nicht das letzte Wort der erkenntnistheoretischen Forschung sein, sondern hat nur vorbereitende Bedeutung. Die phänomenologische Methode soll uns das Vorstellungsproblem nicht lösen, sie kann es auch gar nicht, sondern uns nur an das Problem heranführen. Sie ist erst der Zugang zum Metaphänomenologischen, und dadurch kommen wir erst an den eigentlichen Gehalt der Vorstellung heran. Es läßt sich auch gar kein Grund einleuchtend machen, warum der metaphänomenologische Gehalt eines Phänomens der Beschreibung nicht zugänglich sein sollte; er gehört als gleichberechtigtes Glied zum Phänomen und ist höchster Beachtung wert. Die meisten Theorien haben es sich hierin zu leicht gemacht, indem sie willkürlich ignorierten, was ihnen nicht paßte. Sie waren in diesem Punkte nicht phänomenologisch fundiert. Aber phänomenologische Fundierung ist der Lebensnerv aller Theorie. Ueber die eigenartige Verkettung von Phänomen und Metaphänomen und deren Verhältnis soll ein späterer Abschnitt handeln (S. 28). Daß sich die Phänomenologie in der dargelegten Bedeutung

nicht gerade großer Beliebtheit erfreut, entwertet sie nicht. Man spricht von Schreibtischphilosophie, Verbalismus, Scholastizismus, und glaubt den geläuterten Standpunkt des Physikers oder Erkenntnistheoretikers einnehmen zu sollen [8]). Auch von ihr gilt das Wort des Sokrates: Gar mancher Herakles und Theseus hat sich mir schon gestellt und mich tüchtig zusammengehauen. Aber ich lasse deshalb doch nicht ab; eine so gewaltige Liebe hat mich ergriffen zu diesen Kampfübungen (Theätet, 21. 169b).

I. Phänomenologie der Vorstellung.

In seinen Grundzügen stellt sich uns das Vorstellungsphänomen folgendermaßen dar: In jeder Vorstellung stehen ein Vorstellendes und ein Vorgestelltes, ein Bewußtsein und ein Gegenstand, kurz Subjekt und Objekt einander gegenüber. Die Relation zwischen diesen beiden Gliedern kommt in der Vorstellung zum Ausdruck. Der Dualismus von Subjekt und Objekt gehört zum Wesen des Vorstellungsphänomens. Beide Glieder der Relation sind nicht aus ihr herauszulösen, ohne daß das Phänomen aufhört, noch weiter Vorstellung zu sein. Sehen wir uns dieses Ergebnis auf seine Einzelheiten näher an.

1. Das Subjekt.

Zu jeder Vorstellung gehört wesensnotwendig als ihr integrierender Bestandteil ein Subjekt, speziell formuliert ein Ich. Man kann sich so ausdrücken: Die Vorstellung erscheint als Eigentum des Ich. Erst auf Grund desselben existiert sie. Dieser phänomenologische Befund muß für jede Theorie richtunggebend sein. Th. Ziehen gerät schon hier in Widerspruch, insofern er einerseits das Ich nicht primär, sondern als Assoziationsprodukt, als Vorstellung, also sekundär gelten läßt, wozu ihn nur die Konsequenz des Empfindungsmonismus zwingt, anderseits aber nicht danach in Wirklichkeit handelt. Er macht sich daher einer petitio principii schuldig, insofern er seine eigene Empfindungs- und Vorstellungsweise, also im Grunde primär wenigstens sein eigenes Ich, gegeben sein läßt, von dem er nachher behauptet, es sei nicht mitgegeben. Dabei spricht Ziehen stets vom Ich in einer Weise, welche

[8]) Vgl. A. Pfänder, Einf. in die Psychologie, 1920, S. 38.

die obige Kritik nur noch bestärken kann. Die Annahme eines primären Ich ist eben nicht zu beseitigen, selbst nicht durch eine noch so beredte Sophistik: contra facta valet discussio nihil. Der richtige Kern, welcher in der Ziehenschen Behauptung steckt, wird von ihm zu sehr betont und ist folgender: Nicht in allen Augenblicken seines Lebens erkennt sich der Mensch als Ich, z. B. bei Träumen fehlt es oft. Das Ich wird implicite mit jedem bewußten Zustande mitgewußt, explicite aber klar und bestimmt erfaßt, so oft der Mensch in dem bewußten Zustande auf sich selbst zurückgeht und sich unterscheidet von seinem Zustande. Der „Ichzug", wie Lindworsky [9]) sich ausdrückt, kann zwar in den Hintergrund treten, wodurch allerdings das Wahrgenommene an Ausprägung gewinnen kann. Wer behauptet, man gehe zuweilen im Objekt so auf, daß die Erkenntnis des Ich ganz untergehe, der möge nicht übersehen, daß beim Aufgehen des Subjektes im Objekt nicht das gegenwärtige Ichbewußtsein ausgefallen ist, sondern nur das Wissen um die Eigenschaften dieses Ich. Die Fälle, wie sie z. B. Titchener [10]) angibt, beweisen nicht, daß das Ich nicht vorhanden ist, sondern nur, daß es über sein Vorhandensein kein Wahrnehmungsurteil fällt. Auch ist es ungenau im Sinne Ziehens das Ich als ein alle bewußten psychischen Tätigkeiten „begleitendes" Etwas zu bezeichnen. Vielmehr ist das Ichbewußtsein ein nie fehlendes Ingrediens nur der vollbewußten Erlebnisse. Es geht nicht neben ihnen her, sondern ist in ihnen enthalten [11]). Ziehens Auffassung leidet an einem πρῶτον ψεῦδος, insofern er das Ich mit all seinen Bestimmtheiten schon ursprünglich einem Nacheinander untergeordnet denkt, anstatt zu sehen, daß hier eine ganz andere, p o s i t i v e Sachlage, ein Ineinander, vorliegt. Ziehen läßt die Frage nach einem Ich zwar nicht beiseite, leugnet aber die Notwendigkeit seiner Annahme und behauptet positiv, ein Ich gibt es überhaupt nicht, es genügen Zustände, Vorgänge, Prozesse. Doch, ein subjektloser Vorgang ist ein unvollziehbarer Gedanke. Gäbe es kein Substrat der Bewußtseinsinhalte, so müßten diese aus dem Nichts entstehen. Ziehen folgt daher — was allerdings für sein System eine philosophische Inkonsequenz bedeutet — der natürlichen Vernunft, wenn er, zwar nachher einen Ich-

---

[9]) Theoret. Psychologie im Umriß, Lpz. 1926, S. 12.

[10]) A note of the consciousness of self, in: The American Journal of Psychology, hrsg. von Hall, Sanford, Titchener und Baird, Bd. 22, S. 540 ff.

[11]) Hagemann-Dyroff, Psychologie 1921, S. 19; vgl. ferner C. Gutberlet, in Phil. Jahrb. der Görresges. Bd. V (1892), S. 175.

begriff konstruiert; es kann eben keiner die phänomenologische Schwere der Ichwirklichkeit völlig überwinden. Wenn Ziehen versucht, das Ich aus einem anderen, unverdächtigen Stoff zurechtzumachen, so nimmt sich dieses wie ein künstlich zusammenkonstruiertes Etwas aus. Ziehen folgt dabei offensichtlich der Ansicht Machs, Dessoirs, welche das Ich nicht bloß als eine Summe, sondern als einen Zusammenhang, als eine Verknüpfung der psychischen Vorgänge betrachten. Der Grundfehler dieser Ansicht besteht darin, daß sie im psychischen Erleben selbst stecken bleibt und sich nur den Empfindungs- und Vorstellungsinhalten zuwendet. Natürlich sind Zusammenhänge, Verknüpfungen zwischen ihnen nicht zu leugnen, doch darf man nicht dabei übersehen, daß neben solchen Zusammenhängen auch noch die Zugehörigkeit zum Ich besteht. Unwillkürlich erhebt sich die Frage, wer denn da suche und finde. Es ist doch nicht nach dem Muster Humes ein Bündel von Perceptionen, das da sucht und sich selbst findet. Wie sich Kräfte und Bewegungen niemals zu einer Einheit vereinigen, wenn sie nicht in einem gemeinsamen Vereinigungspunkt zusammentreffen, so können auch psychische Vorgänge nur dann eine Einheit bilden, wenn sie durch einen gemeinsamen Punkt, eben im Ich, vereinigt sind. Ueberhaupt müßte Ziehen zeigen, wodurch denn gerade diese s p e z i e l l e n psychischen Erlebnisse zu der Einheit dieser individuellen psychischen Wirklichkeit zusammengeschlossen und von der Gesamtheit aller übrigen psychischen Erlebnisse überhaupt gesondert sind, anstatt sich durch den unbestimmten Begriff eines kausalen Zusammenhanges [12]) helfen zu wollen, welcher diese psychischen Erlebnisse zur individuellen Einheit vereinigen soll. Ein bloßer kausaler Zusammenhang besteht auch zwischen mehreren Personen, ohne daß daraus je ein Subjekt würde. Ohne psychisches Subjekt gibt es diesen Zusammenhang nicht, also kann nicht umgekehrt dieser Zusammenhang das Subjekt sein. Man weise die Natur dieses Zusammenhanges einmal näher auf, dann wird deutlich werden, daß er schon das Ich und die Identität des Ich voraussetzt. An diesem Punkte zeigt sich die ganze Verirrung der Philosophen, welche mit ihrer Behauptung den Tatsachen direkt ins Gesicht schlagen. Konsequenterweise würde man nur zu einem: „Es denkt" kommen. Aber wie kann ich behaupten, es denkt, wenn ich nicht erkenne, daß es denkt, also, wenn ich nicht abermals das Ich zum Subjekt und Träger

---

12) Vgl. dazu das Urteil M. Schelers, Formalismus II. Teil in: Jhrb. für Phil. u. phän. Forschung Bd. 2 (1916), S. 250.

des Denkens erhebe. Jene Ausdrucksweise wäre vielleicht als dichterische Personifikation statthaft. Aber Philosophie ist keine Dichtung. Treffend charakterisiert Th. Lipps, wenn er sagt: Es bedarf, so scheint es, nur des denkbar kleinsten Minimums von Fähigkeit psychologischen Denkens, um zu sehen, daß das Ich nichts von alledem ist, was die Fanatiker der Reduzierung des Ich auf etwas anderes als Ich wollen. Man mag in seinen Reduktionskünsten sich aller Dinge bemächtigen, aber das L e t z t e läßt sich nicht reduzieren. Und das Ich ist das absolut Letzte oder — das absolut Erste. Es gibt nur eine Antwort auf die Frage, was das Ich ist, nämlich: Es ist Ich. Dies Ich ist allem, was „mein" ist . . . vorausgesetzt. Es steckt in gewisser Weise in allem, was ich denke [13]). Von der Realität unseres Ich besitzen wir eine so starke, unmittelbare Ueberzeugung, daß, wie mit Recht Herbart [14]) bemerkt, dieselbe in der Beteuerungsformel: S o w a h r i c h b i n zum Maßstab aller anderen Gewißheit und Ueberzeugung gemacht wird. Ziehens Fehler wurzelt in folgendem: Er übersieht, daß bei Zergliederung des Bewußtseinsinhaltes das Ich nicht als psychisches Element dasteht, welches neben den Vorgängen bei der Analyse herausspringt. Er beachtet nicht, daß das Ich stets nur i n dem Psychischen zu finden ist, so daß also eine analytische Inangriffnahme des Ichproblems von vornherein verfehlt ist. Es ist ganz klar, daß man die Existenz psychischer Subjekte notwendig anerkennen muß, wenn man nicht bloß von Fiktionen, von unmöglichen Tatsachen, sondern von wirklich existierendem psychischen Leben reden will. Lassen wir die Entstehung oder Herkunft dieser psychischen Subjekte ganz beiseite; schalten wir auch die Frage nach der metaphysischen Bedeutung der psychischen Subjekte völlig aus; dann bleibt zunächst als phänomenologische Tatsache bestehen, daß alles Psychische ein Subjekt enthält. Von diesem Standpunkt des alltäglichen Lebens darf man sich durch keinerlei erkenntnistheoretische Einwürfe abdrängen lassen, sonst treibt man Theorie und keine Wirklichkeitsphilosophie. Unrichtig ist die Behauptung, das Ich sei uns gänzlich unbekannt. Gewiß durchschauen wir es nicht bis auf den letzten Rest. Auch hier steckt noch ein gewaltiges Problem. Aber, wenn unser Auge nicht bis auf den Grund des Meeres dringt, sondern nur bis zu einer gewissen Tiefe reicht, hat es dann etwa das Meer über-

---

[13]) Th. Lipps, Bewußtsein und Gegenstände, Lpz. 1905, 1. Kap. S. 16; ferner A. Dyroff, Das Selbstgefühl, im: Phil. Jhrb. 17, 1—3 u. 18,1—4.

[14]) Herbart, Einl. § 124, I, 190.

haupt nicht gesehen? So absurd wie das Ja hier wäre, so absurd ist auch die Behauptung, das Subjekt sei etwas absolut Unbekanntes [15]). Den großartigsten Beweis für die Herrschergewalt des Ich haben wir in der Phantasie. In jedem Stück dieses Ablaufes, das wir Phantasie nennen, tritt uns die Vorherrschaft eines Gehaltes entgegen, um den sich alles andere gruppiert. Das Ich kann natürlich nie eigenmächtig Früheres reproduzieren. Es muß sich dazu der Hilfe der Assoziationen bedienen. Aber die Lenksamkeit dieses verknüpften psychischen Lebens ist seine eigenste Tat. Ziehen kann ein solches „Drittes" neben Empfindungen und Vorstellungen bei sich nicht entdecken. In diesem Bekenntnis kommt die völlige Verkennung der Eigenart der Ichwirklichkeit zum Ausdruck. Zudem übersieht Ziehen das Bei-sich-entdecken selbst und hält sich nur an die einzelnen gefundenen Inhalte. Wie schon erwähnt, kommt das Ich i n jeder psychischen Realität zum Ausdruck; man muß sich hüten, dasselbe als für sich bestehend neben den psychischen Vorgängen zu betrachten; es ist vielmehr als notwendiger Teilbestand des Gesamtphänomen anzusprechen. Sehr richtig spricht daher Lask [16]) von einer lebenden Subjektivität, z. B. beim Erkennen. Von solcher Grundlage aus ist auch die Tatsache des Selbstbewußtseins verständlich. Es handelt sich hier zwar um die „merkwürdige" Tatsache, daß mein Ich nicht nur von etwas Bewußtsein hat, sondern auch davon, daß es Bewußtsein von dem etwas hat. Ziehens primäre und sekundäre Ich-Vorstellung ist nur in diesem Sinne verständlich. Münchhausen kann sich zwar nicht mit seinem Zopf aus dem Sumpfe ziehen; aber mein Bewußtsein kann sich selbst ins Reich der Erkenntnis heben, d. h., mein Bewußtsein kann von sich selbst wissen, und ich erlebe, daß es dies tatsächlich tut. Und zwar erlebe ich das Ich in jedem Akt als das Ich, welches diesen Akt des Erfassens oder Erlebens setzt, und in jedem vom Erfassen oder Erleben betroffenen Vorgang als das Ich, welches diesen Vorgang hat. Wie seltsam das auch klingen mag — es ist eine Tatsache, die wir einfach hinnehmen müssen. Ja, es wäre sonst Psychologie einfach unmöglich und es bliebe uns nur die Möglichkeit, Gegenstandswissenschaft zu treiben. Treffend bemerkt H. Lotze: Im Selbstbewußtsein wird unmittelbar das Ich als Träger des inneren Lebens so erfaßt, daß eben auch dieses miterlebt wird, was es

---

[15]) J. Geyser, Lehrb. der allg. Psychologie 1920, Bd. I, S. 238.
[16]) Bei J. Geyser, Grundl. der Logik u. Erk.-th. 1919, S. 273.

heißt, ein solcher Träger zu sein [17]). Was die Frage fremder Iche angeht, so ist festzuhalten, daß es sich hierbei nicht nur, sicherlich phänomenologisch nicht, um einen Analogieschluß handelt, jedenfalls nicht um einen solch komplizierten, wie Ziehen ihn darstellt. Es sind vielleicht noch andere Möglichkeiten da; der Analogieschluß ist sicherlich eine Möglichkeit, mit dessen Hilfe wir die Annahme fremder Iche beweisen können. Nach A. Müller [18]) ist von dieser Frage die zu trennen: Wie, auf welche Weise kommen wir zur Annahme des fremden Ichs? Sicher ist, daß wir nicht durch Analogieschlüsse dazu kommen. Die Begründung liegt einfach in der Erfahrung, die jeder macht. Solche Schlüsse sind gar nicht nötig, wie man sich phänomenologisch leicht überzeugen kann; wir kommen ohne sie zu seiner Existenz [19]). Diese wird nicht erschlossen, sondern in ursprünglicher Weise erlebt. N. Hartmann bemerkt hinsichtlich der Auffassung, die fremden Iche seien Vorstellungen: Ist das fremde Ich bloß Vorstellung, so mündet der Idealismus konsequent in den Solipsismus und hat dann dessen metaphysische Konsequenz zu tragen. Diese zeigt sich als ein wunderlicher regressus in infinitum. Das fremde Subjekt ist auch ein Vorstellendes, seine Vorstellungswelt ist also für die des eigenen Ich eine vorgestellte Welt von Vorstellungen. Da aber diese fremde Vorstellungswelt auch weitere fremde Vorstellungswelten vorstellt, die ihrerseits wiederum das gleiche tun, so erhalten wir im realen eigenen Subjekt eine Art Schachtelung der Vorstellungswelten; es enthält die Vorstellung der Vorstellung der Vorstellung usw. in infinitum. Die Konsequenz als solche mag natürlich zu Recht bestehen. Aber die Künstlichkeit der standpunktlichen Hypothese leuchtet an ihr ein [20]). Abschließend sei gesagt: Irgend etwas muß da sein, dessen Vorstellung die Vorstellung ist. Die Vorstellung ist nichts, was an und für sich, losgelöst von allem, existieren kann. Es bleibt als Träger oder Ausgangspunkt das Ich. Vorstellung ist Tätigkeit eines Ich.

Zu dem Gesagten noch eine wichtige Ergänzung: nämlich die Unterscheidung von Vorstellungsinhalt und Vorstellungsakt. Die hiergegen gemachten Einwände betonen sehr richtig, daß der Mensch kein

[17]) Bei J. Hessen, Erk.-th. 1926. S. 131.
[18]) A. Müller, Psychologie, 1927, S. 326.
[19]) Ebd. S. 328; A. Müller löst dieses Problem durch die Theorie des Ueberseelischen, die, schon länger vorbereitet, besonders durch Driesch und Becher betont wurde; ebd. S. 330 ff.
[20]) N. Hartmann, Metaphysik der Erkenntnis 1925, S. 322/3.

Doppelwesen sei, es also unmöglich sei, beide Tätigkeiten zugleich zu vollziehen. Aber diese Tatsache braucht uns nicht trostlos zu machen. Denn wir sind in der glücklichen Lage, anstelle der gleichzeitigen, allerdings unmöglichen Erlebnisbeobachtung eine rückschauende, retrospective Beobachtungsmöglichkeit zu besitzen, welche mit Hilfe des unmittelbaren Behaltens geübt wird. Beim Rückblick auf einen Vorstellungsprozeß nun finde ich, daß ich eine gewisse Zeit hindurch innerlich bemüht war, mich aktiv verhielt. Dieser Vorstellungsakt intendierte ein Objekt mit der Absicht, sich dasselbe geistig anzueignen. Erst durch den Inhalt erhält der Vorstellungsakt seinen vollen Sinn im Seelenleben, ähnlich wie etwa die Seele erst in Verbindung mit dem Leibe ihre volle Wirksamkeit entfaltet. Der Vorstellungsakt — und das ist sehr wichtig — ist ein solcher dem Subjekt bewußter Akt, durch den dasselbe sich auf das Objekt vorstellend bezieht, zum Unterschied von ähnlichen Akten, die auch auf Objekte Bezug haben, z. B. Wahrnehmen, Fragen usw. Wir sehen, daß wir es bei den Vorstellungsakten mit einer inneren Betätigung zu tun haben, an der das Ich beteiligt ist, in der es sogar für gewisse Zeit ganz aufgehen kann. Die Annahme von Vorstellungsakten ist Ausfluß der Ichannahme. Die Akte sind nur in bezug auf Inhalte existierend; niemals aber sind sie Gegenstand. Denn es gehört zum Wesen des Seins von Akten, nur im Vollzug selbst erlebt und in der Reflektion gegeben zu sein. Das reflexive Wissen begleitet den Akt, vergegenständlicht ihn aber nicht. Niemals kann mithin ein Akt in irgendeiner Form der Wahrnehmung — sei es der äußeren oder der inneren — gegeben sein. Akte sind vollkommen unbewußte Vorgänge, weil sie bewußt machend sind; sie werden weder erfaßt noch erlebt. Scheler nennt sie „überbewußtes Sein“ [21]). Ihre Existenz wird aus dem schlicht Gegebenen unmittelbar herausanalysiert. Man muß bedenken — und darin liegt etwas Verführerisches —, Akt und Inhalt existieren nur im psychischen Gesamterlebnis; sie lassen sich daher nicht so einfach voneinander trennen, sodaß man sagen könnte: hier Vorstellungsakt, dort Vorstellungsinhalt. Gleichwohl ist ihre, wenn auch gedankliche Trennung unbedingte Folgerichtigkeit, wie etwa auch das Erlebnis eines Krieges und der Krieg selbst verschieden sind. Viele sehen allerdings die psychischen Tatsachen zu sehr mit den Augen der Naturwissenschaft an und suchen in ihnen feste und sozusagen faß-

---

[21]) M. Scheler, Formalismus II. in Jahrb. für Phil. u. phän. Forsch. Bd. 2 (1916), S. 265

liche Gebilde nach Art der materiellen Körper. Daher entgeht ihnen auch das Feinste und Wesentlichste. Wenn beides, Akt und Inhalt, durchaus identisch ist und nicht einmal durch gedankliche Abstraktion voneinander getrennt werden kann, so würde hieraus folgen, daß alles, was zum konkreten Sein des Aktes wesentlich gehört, auch wesentlich zum Inhalte desselben gehören muß. Wenn ich also den Begriff „Kreis" denke, so gehören zu diesem Begriffe nicht nur die betreffenden Merkmale, z. B. gleichweiter Abstand von einem Punkt usw., sondern auch die Abhängigkeit dieser Merkmale von meinem denkenden Geiste in diesem bestimmten Zeitaugenblick, bei diesem bestimmten Totalgefühl usw. Nehme ich nun an, ich will einige Tage später wieder den Begriff „Kreis" denken, so sehe ich zu meiner Verwunderung, daß mir das gar nicht möglich ist. Denn es ist mir unmöglich, die Merkmale des Kreises in dieselbe Beziehung zur Zeit, zu meiner psychischen Totallage zu bringen wie damals. Nun sind aber alle jene Beziehungen nach Voraussetzung dem Begriffe als psychischen Akt wesentlich gewesen; ohne sie wird der Begriff ein anderer. Daraus folgt, daß ich denselben Begriff unmöglich zweimal denken, und noch viel mehr, daß mehrere Menschen unmöglich denselben Begriff denken können [22]). Jedes intelektuelle Leben hört dann einfach auf, und es bleibt nur ein sinnliches, reflexionsloses Augenblicksleben. Die Vorstellungsakte sind zeitlich determiniert, sie beginnen einmal und hören einmal auf; sie laufen ab, und zwar so oft als sie gesetzt werden. Sie sind das psychologische Moment am Vorstellungsphänomen. Diese Fähigkeit der Aktsetzung ist etwas Ursprüngliches und läßt sich nicht irgendwo ableiten, sondern kann nur als eine Wesensseite unseres Bewußtseins konstatiert werden.

2. Das Objekt.

Ebenso notwendig wie ein Subjekt gehört auch ein Objekt, ein Gegenstand zur Vorstellung. Vorstellung ohne Gegenstand, welcher vorgestellt wird, ist ein Unding. Was Bolzano als gegenstandslose Vorstellung annimmt, z. B. das Nichts, rundes Viereck, ist nicht anderes als eine widersinnige Verknüpfung, die man sich nicht gegenständlich denken kann. Die Vorstellung hat sinnotwendig einen Gegenstand. Die Vorstellung stellt immer etwas vor das Ich. Alles Vorstellen ist ein Vor-

[22]) Nach F. Klimke, Monismus 1911, S. 445.

stellen eines Etwas, welches nicht es selbst, sondern außer ihm ist. Sonst gäbe es nur das Vorstellen des Vorstellens und kein Vorstellen von Gegenständen; das aber wäre eine unfruchtbare Tautologie. Hier muß man sich klar machen, was es heißt, Gegenstand der Vorstellung sein. Nur dies: Er wird vorgestellt. Ueber den Typus dieses Gegenstandes ist damit gar nichts ausgemacht. Man muß sich immer folgende wichtige Unterscheidung vor Augen halten:

a.) Gegenstand der Vorstellung.

Derselbe bleibt ganz unberührt von der Vorstellungstätigkeit. Fragt man, was alles Gegenstand der Vorstellung sein kann, so lautet die Antwort: Nur physische Gegenstände können Gegenstände der Vorstellung sein, nicht auch Psychisches, wie man glauben könnte [23]).

b.) Vorstellung des Gegenstandes,

d. h., der Gegenstand als Inhalt der Vorstellung. Der Gegenstand hat hier schon eine eigentümliche Transformation mitgemacht, eine Tatsache, welche wir einfach hinnehmen müssen. Denn das Wie wird das ewig Rätselhafte bleiben. Eine einfache phänomenologische Reflexion zeigt mit Evidenz, daß die Gegenstände selbst nicht als reale Bestandstücke zu den Erlebnissen gehören, wenn sie in ihnen auch „gemeint" sind. Als Beweis mag die Tatsache dienen, daß sich eine ganze Fülle verschiedener Erlebnismomente auf das gleiche Ding beziehen kann. Der Gegenstand selbst, welcher in der Vorstellung Inhalt ist, hat einen viel reicheren Gehalt an Bestimmtheiten als im Vorstellungsinhalt. Wem das nicht unmittelbar einleuchten sollte, bemerkt A. Messer, der erwäge, daß man über alle diese Gegenstände sinnvolle Aussagen machen kann, welche, auf Erlebnisse angewandt oder auf deren Elemente bezogen, direkt sinnlos werden. Häuser sind in der Feuerversicherung, Erlebnisse nicht; Moleküle haben ein bestimmtes Gewicht, Erlebnisse nicht usw.[24]). Akt und Gegenstand der Vorstellung sind vollkommen unabhängig voneinander, der Inhalt der Vorstellung aber ist ein Produkt dieses Vorstellungsaktes.

---

[23]) Vgl. dazu P. Linke, Grundfr. der Wahrnehmungslehre, München 1918, S. 3: Das Gegenständliche eines Aktes ist außerpsychisch.

[24]) A. Messer, Psychologie 1928, S. 137.

c.) Objekt der Vorstellung.

Diese Unterscheidung gilt insofern, als der Inhalt der Vorstellung, d. h. der vorgestellte Gegenstand, zur Vorstellungsrelation Beziehung hat, Objektglied der Vorstellungsrelation wird. Vgl. später unter Vorstellungsbild, S. 19.

Damit sind wir zur Behandlung einer äußerst wichtigen Unterscheidung, nämlich derjenigen von Vorstellung und vorgestelltem Gegenstand, gekommen. Zwar identifiziert Ziehen und manchmal auch ein laxer Sprachgebrauch beides, was man aber an folgendem Beispiel ad absurdum führen kann: Würde man z. B. eine vorgestellte Farbe als eine Vorstellung bezeichnen, so würde das Vorstellen von Farben ein Vorstellen von Vorstellungen sein. Für den Unbefangenen ist aber eine solche Behauptung sinnlos; er stellt die Farbe und nicht eine Vorstellung vor. Es sind meist auch bestimmte erk.-th. Ansichten, welche sich hier leicht hineindrängen und zur Verdeckung des Unterschiedes zwischen Vorstellung und vorgestelltem Gegenstand führen. Ziehen geht von der Tatsache aus, daß die Vorstellung etwas Psychisches ist, um durch die Bezeichnung aller Gegenstände als Vorstellungen der Meinung Ausdruck zu geben, daß auch alle Gegenstände des Bewußtseins etwas bloß Psychisches, also Subjektives seien. Freilich würde sich daraus die Folgerung ergeben, daß auch die Mathematik und die Naturwissenschaften mit Psychischem zu tun hätten, daß also danach alle Wissenschaften nur Teile der Psychologie seien. Es gibt allerdings Menschen, die sich lieber zur Behauptung solch kühner Konsequenzen als zum Verzicht auf ihre falschen Voraussetzungen entschließen. Jedoch, rein phänomenologisch steht es fest, daß Vorstellung und vorgestellter Gegenstand zweierlei sind, und deshalb nicht mit demselben Namen belegt werden sollten. Die vorgestellte Farbe mag rot und leuchtend sein; aber die Vorstellung der Farbe ist nicht rot und leuchtend. Die Eigenschaften und Bestimmtheiten der vorgestellten Gegenstände sind nicht Eigenschaften und Bestimmtheiten der auf diese Gegenstände bezogenen Vorstellungen. Nach J. Geyser kann der Grund für diese Tatsache nur darin gesucht werden, daß die Seinsweise der betreffenden Dinge als Eigenschaften von Körpern eine wesentlich andere ist als ihre Seinsweise, sofern sie zur Seele gehören. Und dies trifft zu, wenn das Dasein, welches Farben, Töne usw. als Bewußtseinsinhalte der Seele besitzen, ein Sein nicht sowohl in der Seele, als vielmehr für die Seele, d. h. wenn es im Wahrgenommenwerden besteht,

mit der Bewußtheit zusammenfällt. Das Rot existiert also in der Seele, in der Form des Wahrgenommenwerdens, durch percipi; gerade durch diese eigenartige Daseinsweise unterscheidet es sich wesenhaft von dem am körperlichen Dinge existierenden Rot [25]). Zu dem Dargelegten noch eine wichtige Ergänzung. Es handelt sich darum, noch tiefer in das Wesen des Vorstellungsobjektes einzudringen. Wie sollen wir uns das Vorstellungsobjekt denken? Lassen wir einmal die Vorstellung Haus auf uns wirken, so zeigt sich uns, daß der vorgestellte Inhalt gewissermaßen eine Angleichung an das Original darstellt. Wir kommen damit auf die schon (S. 17) erwähnte Transformation des Vorstellungsgegenstandes. Der Deutlichkeit wegen sei nochmals gesagt, daß man unterscheiden muß zwischen dem Gegenstand der Vorstellung, welcher von der Vorstellung völlig unabhängig ist, dem Inhalt der Vorstellung, welcher jene eigentümliche Transformation mitgemacht hat, und dem Objekt der Vorstellung, insofern der Inhalt der Vorstellung das Objektglied der Vorstellungsrelation werden kann. Eine solche Transformation, die über jede Erklärung erhaben ist, müssen wir einfach als Tatsache hinnehmen. Wir können zwar versuchen, uns die Sachlage etwas näher zu bringen. Vielleicht gibt der Ausdruck „Bild" oder „Nachbild" die Sache am besten wieder. Nur darf man nicht das Bewußtsein der Bildhaftigkeit als einen charakteristischen Zug in die Beschreibung des Bewußtseinsinhaltes des Vorstellenden selbst hineinnehmen oder gar das definitive Merkmal darin sehen. Dieses Vorstellungsbild ist natürlich nicht physisch gemeint, etwa im Sinne der εἴδωλα Demokrits [26]), sondern geistig, als „sensuelle Hyle". Gegen den Terminus Bild sind mancherlei Bedenken geäußert worden, die z. T. auch sehr berechtigt sind. Aber man darf diesen Ausdruck nicht zu sehr pressen. Der Ausdruck Bild soll gar nicht eine Verdopplung der Wirklichkeit sein, soll gar nicht bedeuten, daß man dann das Original schon anderswoher kennen müsse. Das Vorstellungsbild ist auch nicht Bild im idealistischen Sinne des Erzeugens oder Schaffens, vielmehr bedeutet es ein Anpassen an ein für sich bestehendes Sein. Das Vorstellungsbild stellt gewissermaßen die Abschattungen der Gegenstände dar; es hat stellvertretenden, richtunggebenden, nur analogen Charakter. Wenn man den Bildbegriff ganz allgemein faßt, so fallen auch die landläufigen Einwendungen. Philosophisch mag man diese Ansicht bestreiten — die einfache Er-

[25]) J. Geyser, Lehrb. der allge. Psychologie 1920 I, S. 116 u. 117.
[26]) Vgl. ähnlich Lukrez, De rerum natura IV, 720 ff.

lebnisbeobachtung sagt uns immer wieder, daß das Vorstellungsobjekt ein geistiges Nachbilden von Gegenständen zu sein behauptet.

3. Die Vorstellungsrelation.

Als drittes Ergebnis unserer phänomenologischen Analyse ergab sich uns das Vorstellungphänomen als eine Relation zwischen Subjekt und Objekt. Man kann sagen, der Vorstellungscharakter gründet sich wesentlich auf eine Relationserfassung oder auf ein Wissen von einer Relation. Auf Grund der Relationstatsache kommt in der Vorstellung die Einheit der Zweiheit zum Ausdruck. Allerdings nicht im Sinne des Idealismus; denn die Vorstellungsrelation durchbricht nicht die gegenseitige Transzendenz von Subjekt und Objekt, sondern überbrückt sie, ohne sie anzutasten. Deshalb auch ist diese Relation eine Seinsrelation, eine relatio realis. Darin liegt ihre tiefste Wurzel. Denn die Vorstellung ist von Hause aus auf das Seiende, allerdings nur auf das physisch Seiende (vergl. S. 17), gerichtet, wenn auch eine bestimmte Transformation („Bild") dabei erfolgt ist. Ueber den Charakter dieser Relation sei noch einiges Weitere angedeutet: Man muß sich vor der groben Ansicht hüten, als sei die Vorstellungsrelation irgendwie wahrnehmbar. Relationen als solche zu erfassen, ist nicht Sache der Sinne. Zwar bedarf sie wesensnotwendig zweier Fundamente, zwischen denen sie besteht, und ist insofern unselbständig, aber nicht abhängig vom Individuum; denn es ist für sie gleichgültig, ob sie vollzogen wird. Relationserfassung besteht auch nicht in einem ausdrücklichen Urteil, sondern ist ein einfaches, schlichtes Haben im Bewußtsein, kurz eine Tatsache. Ziehens ablehnende Ansicht bezeugt nur ein Haften am sinnlichen Ausdruck, auf Grund des Unvermögens, zwischen Sinnlichem und Geistigem zu unterscheiden und sich letzteres zur Klarheit zu bringen. Genährt wird dieses Unvermögen durch die Tatsache, daß alles Geistige sich auf Sinnliches aufbaut; das Sinnliche spielt nur die Rolle einer Ansatzstelle oder eines Stützpunktes. Die Relationserfassung ist ein letzter Elementarvorgang. Erklären wäre hier sinnlos, nur Wegweisen ist möglich, um dadurch zu einer besseren Kenntnis desselben zu gelangen. Diese Tatsache darf natürlich nicht im geringsten den hohen Wert und die ungeheure Bedeutung der Relationserfassung herabsetzen. Wer einmal tiefer zusieht, erkennt, wie wichtig die Relationserfassung z. B. schon für den Aufbau der Wahrnehmungswelt ist, und mag verstehen, daß sie einen Akt darstellt, ohne den Wissen-

schaft einfach ausgeschlossen wäre. Und so ist es auch nicht verwunderlich, wenn auch Ziehen, zwar im Widerspruch mit seiner Lehre, unsere Ansicht teilt. Dafür folgende Stelle: Die Empfindungsgignomene und ihre Reduktionsbestandteile haben Beziehungen untereinander, teils primäre wie Gleichheit, Ungleichheit, Kontiguität, teils secundäre wie Kausalzusammenhang. Dank unserer kategorialen, synthetischen und analytischen Funktion fassen wir diese Beziehungen auf und bilden aus ihnen Vorstellungen, anfangs individuelle, später allgemeine [27]). Wer hier richtig zusieht, merkt Ziehens sehr richtige Erkenntnis; allerdings wird diese durch den Zusatz: und bilden aus ihnen Vorstellungen verwischt.

Zur Vorstellung gehören also Zwei, Subjekt und Objekt. Die Relation zwischen beiden bildet die Vorstellung. In Verfolg dieses Ergebnisses ergeben sich wichtige Folgerungen für das Subjekt-Objekt-Problem in der Vorstellung. Die Vorstellung selbst ist keineswegs bloß durch das Verhalten des Objektes bestimmt, sondern ebensosehr durch das des Subjekts. Das passive Sichdarbieten eines Gegenstandes, das ja tatsächlich allem Gegenständlichen eigentümlich ist, macht eben die Vorstellung noch nicht aus. Es gehört auch noch die besondere Organisation des Vorstellenden dazu, die natürlich auch ihre Grenzen hat. [Hier ist auch die Stelle, wo eine sinngemäße Abhängigkeit und Zuordnung der physiologischen Prozesse zum psychischen Phänomen der Vorstellung eingestanden werden kann.] Die Vorstellung trägt das Gesicht beider Realitäten an sich, ähnlich wie sich in den Zügen des kindlichen Gesichtes Vater und Mutter spiegeln. Dem Subjekt ist ein Beachten der vorgestellten Gegenstände eigen. Dies Beachten strömt gleichsam vom Subjekt stetig hin auf das Objekt. Das Subjekt ist an der Existenz der Vorstellung beteiligt: aber nicht als das sie erschaffende, sondern nur als ein an ihrer Gestaltung mitschaffendes Prinzip. Durch diese Tatsache ist auch ein Fehltritt des Subjektes nicht ausgeschlossen; vgl. z. B. Halluzinationen usw.[28]). Der Subjektivismus übertreibt nur die Tatsache. Denn nichts ist verkehrter als ein Objektproblem vom Subjekt aus in Angriff nehmen zu wollen. Vielmehr kann das Subjektproblem nur vom Objekt aus angegriffen werden. Hier

[27]) Th. Ziehen, Erk.-th. 1913, S. 357.

[28]) Man vergleiche dazu den in ähnlichem Zusammenhang gebrauchten treffenden Vergleich mit der Kupferplatte in: J. Geyser, Grundl. der Logik und Erk.-th. 1919, S.

wurzelt der Grundfehler alles Subjektivismus. Das Objekt ist nicht minder beteiligt. Die Vorstellung ist und bleibt einer „objektiven" Gebundenheit verhaftet. Das Objekt ist das eigentlich Bestimmende. Es tritt dem Subjekt bestimmend gegenüber, und zwar, wie Driesch [29]) mit Recht betont, mit einer Forderung. Wie nun das Objekt an das Subjekt die Bestimmtheiten heranbringt, ist letzten Endes das Mysterium des Ursprungs alles Denkens. Phänomenologisch ist diese Tatsache einfach hinzunehmen. In der Vorstellung erscheint nun diese Zweiheit von Subjekt und Objekt überbrückt, es kommt tatsächlich zu einer Einheit, auf welche das Phänomen als solches hinweist. Natürlich darf man die Zweiheit von Subjekt und Objekt als solche nie und nimmer aufheben; das tut eine beliebige Theorie, die dann aber auch gerade das Wesentliche übersieht. BeimVorstellungsphänomen ist gefragt nach einer Uebereinstimmung von Subjekt und Objekt. Wer mit ihrer Gleichsetzung antwortet, behauptet mehr, als das Phänomen verlangt. Das Trügliche beruht in folgendem: Nur in der Relation kommt es zu einer Einheit von Subjekt und Objekt. Damit ist aber über die beiden Relationsglieder gar nichts ausgemacht; sie können und sind auch tatsächlich vollkommen heterogen und unabhängig. Ja, dieses unaufhebbare Gegenüber von Subjekt und Objekt im Vorstellungsphänomen ist gerade sein Charakteristikum. In der Frage nach dem besonderen Verhältnis von vorstellendem Subjekt und vorgestelltem Objekt liegt das eigentliche Vorstellungsproblem. In der Besonderheit dieses Verhältnisses liegt das konstitutive Moment des Wesens der Vorstellung.

Damit ist im Wesentlichen die Phänomenologie der Vorstellung erschöpft. Was wir bisher erreicht haben, ist sicherlich nicht soviel, daß damit eine Lösung des Vorstellungsproblems gegeben wäre. Wir sind auch nur dem Wesen der Phänomenologie treu geblieben. Es gilt nun zu dem Wesen der Vorstellung selbst vorzudringen, eine Aufgabe, welche das Folgende lösen soll.

---

[29]) Ordnungslehre, Jena 1912, S. 7.

II. Theorie der Vorstellung.

Daß es sich hier um Theorie handelt, schmälert nicht den Wert der Betrachtung; es wird dadurch offen zugegeben, was sich bei anderen doch versteckt findet. Theorien sind nicht unberechtigt: Der Naturwissenschaftler, der Theologe usw. haben ihre Theorien. Warum denn nicht auch der Philosoph?

1. Das Metaphänomenologische.

Wir wollen ein Experiment machen und zu diesem Zwecke folgendes hinschreiben: Haus, maison, casa. Beim Lesen dieser Worte kann jeder Angehörige eines der drei Sprachgebiete sich eine ganz bestimmte Vorstellung machen. Jeder bildet sich ein verkürztes Urteil: Diesem Wort entspricht die Vorstellung eines Hauses, nicht etwa eines Baumes. Optisch und lautlich bestehen zwischen diesen drei Worten große Unterschiede. Aber das Eigentümliche dieses Experimentes besteht darin, daß jeder durch das Lesen dieser Worte zu einer ganz bestimmten Vorstellung kommt, also einen ganz bestimmten Sinn mit diesen verbindet, welcher bei allen derselbe ist. Anders ausgedrückt, kann man sagen: In allen drei Vorstellungen kommt der gleiche Sinngehalt zum Ausdruck. Daß derselbe nichts Physisches ist, leuchtet sofort ein. Daß er nichts Metaphysisches ist, soll später zum Ausdruck kommen (S. 28). Daß er nichts Psychisches ist, ersieht man, wenn man sich das Wesen des Psychischen klarmacht. Psychisch ist dasjenige, was zeitlich abläuft, etwas Veränderliches. In jedem Träger obiger drei Vorstellungen kommt es durch das Lesen der Worte zu einem Ablauf eines Etwas, das dazusein beginnt, eine Dauer hat und wieder verschwindet. Der Sinngehalt jedoch ist ganz unabhängig von einem solchen Ablauf; sonst müßte es ja drei individuell verschiedene Sinngehalte geben. Der Sinngehalt ist etwas Unveränderliches, Unzeitliches, d. h. er ist durch keinerlei Zeitpunkt gebunden, an dem er zum ersten Male gedacht wird oder existieren könnte; wohl erfassen wir ihn in der Zeit,

weshalb man auch nicht sagen kann: er ist etwas Zeitloses. Ob es einen Intellekt gibt oder nicht, ob er gedacht wird oder nicht, ist für ihn gleichgültig; zu seiner Wirklichkeit bedarf er nicht des Gedachtwerdens, wohl zu seiner Verwirklichung. Durch den Sinngehalt erheben wir uns gleichsam über uns selbst, allerdings nur bis zu einem gewissen Grade, nämlich soweit, als der Vorstellungsakt mitmacht. Hier liegt auch der Grund, warum man sich nicht alles vorstellen kann, z. B. $\sqrt{-1}$. Natürlich ist er insofern - hierin liegt der Grundgedanke des Beweises, den auch der Psychologismus führt — ein gedachter, als er nur in Beziehung auf ein Subjekt vorhanden ist; und daher ist er das Ewig-nur-Gedachte. Jedoch ist dieses Gedachtsein des Sinngehaltes in gewissem Sinne etwas Zufälliges, Sekundäres. Dasselbe begründet ihn nämlich nicht als solchen, sondern verleiht ihm nur die Möglichkeit, aktuell zu werden. Man kann sich so ausdrücken: Der Sinngehalt ist latentes Wissen, Disposition für aktuelles Wissen, (eine Einformung). Sein Ansichsein ist also das Ergebnis einer logischen Abstraktion, ist nur logisch-begrifflich, nicht real, kurz, der Sinngehalt, für sich genommen, ist etwas Gedankliches. Er ist daher kein sinnfälliger, eine Tatsache, für die Ziehen gänzlich blind ist. Die Sensualisten, sagt E. Husserl, suchen immerfort nach irgendwelchen weiteren sinnlichen Einzelheiten und irgendwelchen sinnlich vorstellbaren Hantierungen an denselben, um dem Denken die Art der Realität zu geben, für die sie voreingenommen sind, und die es im wirklichen Phänomen nun einmal nicht zeigen will [30]). (Bemerkung: Vom Sinngehalt ist streng die Bedeutung zu trennen. Im ersteren liegt eine Erkenntnis; die Bedeutung dient nur der Kundgebung der Erkenntnis in sprachlicher Hinsicht.) Dieses gedankliche Moment, dieser Sinngehalt ist etwas vollkommen Letztes, was nicht aus Elementen sich aufbaut, was sich wohl etwa auf Vorstellungen als Material stützen kann. Ziehen entgegnet, eine solche Trennung von Vorstellung und Sinngehalt, wenn auch gedanklich, sei unzulässig. Er finde stets nur Vorstellungen, neben deutlichen viele sehr undeutliche, und Verknüpfungen dieser Vorstellungen. Dabei stützt er sich auf die unanschaulichen Vorstellungen, die teils selbständig in der Ideenassoziation auftreten, teils als Begleiterinnen anschaulicher Vorstellungen gewissermaßen den undeutlichen, energieschwachen Hintergrund des Denkens,

[30]) E. Husserl, Log.- Unters. II. 1, S. 182.

einen Vorstellungs„hof", den „halo" von James bilden, aber es liegt nicht der geringste Grund vor, diese unanschaulichen Vorstellungen zu den anderen Vorstellungen in einen absoluten Gegensatz zu bringen. Es besteht keine scharfe Grenze zwischen anschaulichen und unanschaulichen Vorstellungen [31]). Zunächst sei darauf hingewiesen, daß die Annahme von unanschaulichen Vorstellungen für Ziehens philosophisches System einfach einen Widerspruch involviert. Will Ziehen den Sinngehalt mit unanschaulichen Vorstellungen identifizieren, so verkennt er vollkommen das Wesentliche desselben; mit Vorstellungen, gleich welcher Deutlichkeit, hat er nichts zu tun. Es handelt sich hier um eine Tatsache, welche, am Maßstab der Empfindungen gemessen, zwar schwer faßbar ist, jedoch als bewußter Inhalt überaus klar ist. Einseitig eingestellte Naturwissenschaftler werden allerdings unwillig, wenn die Existenz von etwas behauptet wird, das sich mit den Hilfsmitteln der naturwissenschaftlichen Beobachtung nicht greifen läßt, und glauben sich verpflichtet, gegen solche Behauptungen wie gegen mystische Schwärmerei ankämpfen zu müssen. Wer nur das Auge hat und guten Willens ist, um zu sehen, was solche phänomenologischen Analysen aufweisen, der muß zugeben: Die Vorstellung bleibt nicht in bloßen Assoziationsvorgängen (vgl. Bemerkung) stecken, sondern erhebt sich weit darüber hinaus. Der Sinngehalt der Vorstellung ist vorhanden, mag man diese Tatsache auch noch so sehr zum bloßen Schein herabdrücken. Dann existiert wenigstens der Schein. Und diesen Schein läßt Ziehen unerklärt, ohne zu bemerken, daß er hiermit den Dualismus wieder aufrichtet, den er durch seine Theorie beseitigen wollte. Den schlagendsten Beweis einer Auswirkung des Sinngehaltes (natürlich nicht im Sinne eines kausalen Wirkens) innerhalb der Phänomene haben wir in der Tatsache des Wissens. Einleuchtend ist auch, daß der Sinngehalt mit einem physiologischen Korrelat nichts zu tun hat. Es ließe sich auch gar nicht ausdenken, wie derselbe physiologisch aufbewahrt werden sollte.

In diesen Zusammenhang gehört noch eine andere Tatsache, nämlich der vielbesprochene Gestaltcharakter der Vorstellung. Was wir darunter verstehen, sei an einem bekannten Beispiel aufgezeigt. Man stelle sich einmal eine bekannte Melodie vor. Sooft man diese in der Vorstellung auch transponieren mag,

[31]) Th. Ziehen, Leitfaden 1924, S. 456 und 457; vgl. ferner Ziehen in Vierteljahrsschrift für Phil. u. Log. Bd. 39, S. 338, Anm. 2.

und zwar so, daß kein einziger Ton derselbe bleibt, sooft man ferner auch etwa das Tempo beschleunigt, jede hat immer einen ganz bestimmten Charakter. Die Tonhöhen mögen jedesmal verschieden sein, nicht aber die einzelnen Töne in ihrem jedesmaligen Verhältnis. Jede einzelne Vorstellung einer so transponierten Melodie ist ganz bestimmt gestaltet. Ein anderes Beispiel: Man stelle sich eine Pyramide vor. Sooft man auch hinsichtlich ihrer Einzelheiten variieren mag, eine jede steht etwa bezüglich der Grundfläche, der Winkel, der Höhe, der Seiten usw. in einem jedesmaligen besonderen Verhältnis, d. h. eine jede ist ganz bestimmt gestaltet. Dieser Gestaltcharakter der Vorstellung ist ein ganz neues, ursprüngliches Moment, eine Art Dominante bezüglich der Elemente. Man darf den Gestaltcharakter nicht übersehen, wie Ziehen es tut. Die Gestalt ist keine Summe von Teilen; denn das Eigentümliche einer Resultante braucht in den Komponenten nicht enthalten zu sein. In ihr liegt mehr; das Phänomen weist selbst darauf hin. Dieses Neue ist auch keine Relationserfassung (A. Gelb) [32]; denn das stimmte nicht zu der schlichten Gegebenheit, mit der sich der Gestaltcharakter in der Vorstellung aufweisen läßt. Gestalten sind da, allerdings nur im Sinne eines Geltens, und werden als Gegebenes einfach erfaßt.

Noch eine andere Tatsache ist von Wichtigkeit. Ein Beispiel verdeutliche sie: Wenn wir die Vorstellung Baum haben, so ist damit auch gleichzeitig etwa die Wurzel, die Umgebung usw. mitgegeben, d. h. wir haben den Baum in der Vorstellung stets als ein Etwas, an dem und indem sich alles zum Ganzen webt, d. h. als ganzen Zusammenhang, als eine Ganzheit. Von hier aus fällt auch noch ein Licht auf Ziehens Gegebenheitsbegriff. Primär gegeben sind nicht — oder doch nur höchst selten — einzelne Empfindungen, sondern ganze Komplexe. Für die Selbstbeobachtung ist das Komplizierte das Erste: Der Baum, das Haus usw. Hinterher macht man dann die Erfahrung, daß man den Baum, das Haus usw. in einzelne Teile zerlegen kann; aber immer ist das Ganze das zeitlich Erste. Der Begriff der Ganzheit klärt sich erst an seinem Gegenstück, dem Begriff der Summe. Bei einer Summe kann man Teile wegnehmen, ohne daß sich der Charakter der ursprünglichen Summe ändert. Ganz anders bei der Ganzheit. Nimmt

[32]) Vgl. A. Messer, Psychologie 1928, S. 154; Witasek spricht von einem Mehr, das er auf Produktion zurückführt, ebd. S. 162.

man hierbei wesentliche Teile, d. h. Glieder weg, so ist das Ganze zerstört, ein Torso. Auf obiges angewandt, ergibt es den eigentlichen Sinn vom Ganzheitszusammenhang der Vorstellung. Auch der Ganzheitsbegriff ist ein undefinierbarer, letzter Begriff.

Damit wären einige Punkte zum Verständnis des Wesens der Vorstellung aufgezeigt. Zum leichteren Verständnis fassen wir sie zusammen unter der Bezeichnung: das Metaphänomenologische der Vorstellung. Sicher ist, daß es sich bezüglich des metaphänomenologischen Gehaltes der Vorstellung nicht um Schein, nicht um ein asylum ignorantiae, nicht um eine „Begriffsdichtung" (K. A. Lange) handelt; vielmehr ist er der schlichte, rein πρὸς ἡμᾶς, geprägte Ausdruck dessen, was sich dem sinnlichen Wahrnehmen entzieht. Daß das Metaphänomenologische theoretischer Natur ist, besagt nichts gegen seine Tatsächlichkeit. Es muß Theorie bleiben, was letztlich darauf beruht, daß Inhalt und Gegenstand distant sind. Da sucht die Theorie verständlich zu machen, zu erklären; es fragt sich nur, wer die beste und mit der Wirklichkeit verträglichste liefert. Eines muß man sich stets vor Augen halten: Das Metaphänomenologische an der Vorstellung bleibt ebenso unbeweisbar wie unwiderlegbar. Wünscht man einen Beweis, so muß man sich klar sein, inwieweit und in welchem Sinne man von einem solchen sprechen kann. Ein Beweis im Sinne einer Deduktion ist nicht möglich, da der Obersatz das zu Beweisende schon enthalten müßte. Prinzipiell ist daher nur ein Aufweis des metaphänomenologischen Gehaltes möglich. Derselbe kann nur hingestellt, axiomatisch behauptet, nicht bewiesen und nicht geleugnet werden. Im Folgenden sei über den Charakter des Metaphänomenologischen noch näheres gesagt. Wir gehen von der Frage aus: Kann man von dem Metaphänomenologischen das Sein, Existieren, Bestehen so aussagen, wie dies z. B. von einem Gegenstande, Ding aussagbar ist? Nein. Das Metaphänomenologische hat nicht die Wirklichkeitsform solcher Existenz. Und doch macht es sich irgendwie geltend und zwar mit unumstößlicher Wucht und Macht. Die Frage nach der Wirklichkeitsform des Metaphänomenololgischen ist daher dahin zu beantworten, daß es keine reale Existenz hat, sondern ideal ist. Das Metaphänomenologische gilt. Darin kommt dasjenige zum Ausdruck, was es von all den Gegenständen, Dingen, Inhalten unterscheidet, welche real sind, existieren, bestehen. Dieses Idealsein dürfte das bezeichnen, was Platos Lehre von der Realität der Ideen Richtiges enthält und was die

scholastische Lehre von der Realität der Potenz besagt [33]). Seine charakteristische Eigentümlichkeit besteht in seiner Intentionalität. Man kann mit Lask von einem „Hingelten" sprechen. Das Metaphänomenologische ist intentional d. h. es ist auf ein Etwas hingeordnet, in dem es zum Ausdruck kommt. Oft geschieht es, daß man dieses Etwas zu sehr sieht und für das eigentlich Feine kein Auge hat. Jetzt können wir auch an die Lösung der Frage herangehen, warum das Metaphänomenologische mit dem Metaphysischen nichts zu tun hat, und weshalb wir eine neue Wortprägung einführten. Der Grund liegt nicht darin, daß es kein Metaphysisches als ein tatsächlich Vorhandenes gäbe, vielmehr darin, daß wir das Metaphysische niemals mit dieser evidenten Unmittelbarkeit erfassen können, welche das Metaphänomenologische auszeichnet. Ein wesentlicher Unterschied besteht bezüglich ihrer Wirklichkeitsform: Das Metaphysische hat die Wirklichkeitsform des Realseins, das Metaphänomenologische die des Idealseins. Das Metaphänomenologische ist verknüpft mit dem Phänomen, dieses weist auf ein Etwas über (μετὰ) sich hin.

2. Phänomen und Metaphänomen.

Schon aus Früherem (S. 8) ist ersichtlich gewesen, daß das Phänomen notwendige Voraussetzung für das Metaphänomen ist. Wir kämen nie zu der Welt des Metaphänomenalen, wenn es nicht zuerst eine phänomenale gäbe. Das Metaphänomenologische geht daher auch nicht über das Phänomenologische hinweg, sondern über dasselbe hinaus. Gerade durch die metaphänomenologische Sphäre wird man vor der Gefahr der Kleinigkeitskrämerei positivistischen, assoziationspsychologischen Suchens bewahrt. Das Metaphänomenologische ist im Phänomen selbst eingebettet, vergleichbar dem Verhältnis des einfachen, weißen Strahls und des zugehörigen Ultravioletts; es kann nur durch Denkoperation, real überhaupt nicht, getrennt, aus dem Phänomen „herausgezogen" werden. Daher wird es sich hierbei auch stets um Theorie handeln. Diese Tatsache von der Verknüpfung des Metaphänomenologischen mit dem Phänomen ist von ausschlaggebender Bedeutung. Wie weit das Maschennetz des ersteren das letztere wirklich durchdringt, ist hierbei eine sekundäre Frage. Ein Beispiel der hier gemeinten Verknüpfung

[33]) Baur, Metaphysik 1923, S. 34.

soll das Verhältnis der Zahl 5 und 25 sein. Zwischen beiden Zahlen besteht die Relation, daß 25 das Fünffache von 5 ist. Diese Relation braucht nicht erst das Denken hineinzubringen, sondern besteht vom Ursprunge an; wohl ist die Feststellung dieses Verhältnisses Gedankenarbeit. Geistert denn das Metaphänomenologische irgend umher? Diese Frage beweist große Befangenheit und Unkenntnis bezüglich des Charakters des Metaphänomenologischen, welcher auf Idealsein beruht. Die Frage nach einem Wo wird dann sinnlos. Solche Fragesteller sehen die Wirklichkeit zu sehr mit einem naturalistisch-mechanistischen Auge an, messen sie zu sehr an dem Maßstab der uns umgebenden räumlichen und zeitlichen Dinge. Doch die Wirklichkeit ist viel reicher und vielgestaltiger; man muß nur das richtige Auge dafür haben. Man muß sich ferner hüten, mit dem Metaphänomenologischen das zu treiben, was obiger Frage leise zugrunde liegt, nämlich dasselbe zu verselbständigen. Das Metaphänomenologische schwebt nicht irgendwo in der Luft herum, sondern hat ein „fundamentum in re". Man kann daher nur vor einer gewissen Verabsolutierung des metaphänomenologischen Gehaltes warnen; die ungeheure Gefahr, welche dadurch heraufbeschworen wird, erkennt man an ähnlichen Beispielen aus der Geschichte (Plato, Husserl). Das Metaphänomenologische lebt im Grunde nur von Gnaden des Phänomens. Seine Verabsolutierung bedeutet verächtliche Beiseitestellung des Phänomens. Man kann vielleicht die Frage stellen, was nach Abzug des Metaphänomenologischen noch übrig bleibe. Darauf ist zu antworten: Nur sinn- und gehaltlose Inhalte, ein Etwas, welches uns unverständlich bleibt, das, wie Lask sich ausdrückt, nur brutal ist, uns nichts sagt und stumm bleibt, die Region der des Sinnes und der Bedeutung beraubten Impressionen [34]). Soweit uns hier Rückschlüsse überhaupt möglich sind, handelt es sich um einfache Reiz-Reaktionszusammenhänge [35]). Das Wie jener oben genannten Verknüpfung des Metaphänomenologischen mit dem Phänomen wird höchst rätselhaft bleiben, und kann nur durch Gleichnisse näher gebracht werden. Was eine Begriffsbestimmung des Metaphänomenologischen angeht, so muß man sich darüber klar sein, daß es leichter ist, sein Vorhandensein aufzuweisen als seinen Begriff zu bestimmen, abgesehen davon, daß dasselbe schon durch seine eigenartige Stellung zum Phänomen

---

[34]) Lask, Die Logik der Phil. und die Kategorienlehre, Tüb. 1911, S. 55.

[35]) Vgl. Müller, Einleitung in die Phil. 1925, S. 52.

eine ganz spezifische Art von Widerstand leistet. Wir tasten hier in ein Gebiet höherer Bestimmtheiten hinein, und deshalb ist all unser Bemühen versuchsweises Vordringen und damit eine eigentliche Begriffsbestimmung versagt. Nur negativ ist eine Bestimmung möglich: Man weiß, was es nicht ist, kann es vom Bekannten abgrenzen. Insofern hat man ein „Wissen des Nichtwissens". Wo eben die Einsicht in das positive Wesen einer Sache versagt, da hilft sich der Verstand durch Negation. Das Eigenartige besteht allerdings darin, daß der Verstand mit diesem Negativen arbeitet, als sei es etwas Positives. Immerhin ist wenigstens eine präzise Formulierung der Problemlage schon wertvoll, was vor allem den Zweck hat, einen allgemeinen integrierenden Teil der Lösung zu bestimmen. Ist es doch, um mit Kant zu sprechen, schon ein großer und nötiger Beweis der Klugheit oder Einsicht, zu wissen, was man vernünftiger Weise fragen solle [36]). Mit dem Metaphänomenologischen verhält es sich ähnlich wie mit dem Mathematischen. Der Mathematiker rechnet mit irrationalen Zahlen (z. B. $\sqrt{-1}$), ohne sie je errechnen zu können. Das Eigenartige ist, daß die ganze Rechnung in der Wirklichkeit, also positiv stimmt. So auch ähnlich bezüglich des metaphänomenologischen Gehaltes. In der Wirklichkeit d. h. im Vorstellungsphänomen stimmt das Ganze. Das Metaphänomenologische ist mit dem Phänomen harmonisch verknüpft. Uebrigens bedeutet die Aufstellung des metaphänomenologischen Gehaltes durchaus nicht einen Konflikt mit den positiven Wissenschaften; dadurch wird der Spielraum der Erkenntnis nicht beschnitten, sondern erweitert. Auch nicht eine Unmöglichkeit, wenngleich Schwierigkeiten sich entgegenstellen können, die vor allem in der Unvollkommenheit und Schwäche unseres Geistes begründet sind und manchen mit scheuem Respekt erfüllen, oft auch mit gehässiger Entwertungssucht. Ist aber nicht die geringste Erkenntnis der höchsten Dinge wertvoller als die höchste Erkenntnis der geringsten Dinge? [37])

3. Das Wesen der Vorstellung.

Wir haben nunmehr das Vorstellungsproblem soweit vorbereitet, daß eine Beantwortung der Frage nach dem Wesen der Vorstellung

[36]) J. Kant, Kritik d. reinen Vernunft, Ausg. Erdmann 5, S. 94.
[37]) Aristoteles, Metaphys. E 1, 1026 a, 21—23.

möglich ist. Kurz gesagt, besteht das Wesen der Vorstellung im Erfassen des metaphänomenologischen Gehaltes. Diesem Akt des Erfassens geht aber noch ein anderer voraus, nämlich das Auffassen. Hierbei handelt es sich um ein einfaches Hinnehmen des zu Erfassenden durch das Ich, um eine simplex perceptio, zum Unterschied vom Erfassen als einer apprehensio objecti percepti. In diesem Erfassen des Metaphänomenologischen liegt das eigentliche Wesen der Vorstellung. Es kommt dabei zu einer „Verinnerlichung" des metaphänomenologischen Gehaltes. Damit kommen wir aber auf die Frage des Wie. Wie ist die Erfassung des Metaphänomenologischen? Mit dieser Frage stehen wir vor dem entscheidensten Punkte. Wie das zugeht, wissen wir so wenig, wie wir überhaupt das Wie einer Sache kennen. Daß es aber irgendwie zugeht, ist aus der Vorstellungstatsache ersichtlich. Schuld an dieser Unkenntnis ist vor allem die Inadäquatheit unserer Geisteskategorien mit den Gegenständen. Dieses ewige Problem des Wie wird nie gelöst werden. Und es ist auch kein Schaden, in Problemen stehen zu bleiben, anstatt glatte Lösungen zu geben. Nichts ist falscher als rationalistisch dem menschlichen Verstande die Aufgabe zu stellen, die ganze Welt zu „verstehen" mit all ihrer inneren Notwendigkeit und Beziehung. Das Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum [38]) ist nicht von einem wahren Menschenfreund gesprochen worden. Wem es aber an der selbstlosen Hingabe gebricht, wer der Hast und Sensationslüsternheit unserer Tage, dem vorwitzigen Haschen nach Resultaten nicht entsagen kann, wer das dauernde Verharren im Ungewissen — denn schon das einzelne Problem erfordert eine Lebensarbeit — nicht erträgt und den „langen Atem" echter Forschung nicht aufbringt, dem ist nicht zu helfen, ihm lassen sich die Grenzen der Erkennbarkeit im Sein nicht aufzeigen. Sie sind um billigen Einsatz nicht zu haben. Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen — so spricht der Doktorfamulus, der vom Teilerfolge endlichen Begreifens Geblendete, der die Tiefe der Probleme nicht ahnt [39]). Deren Leugnung ist die Krankheit, an der alle kleinen Geister kranken. Das θαυμάζειν des Aristoteles verliert nie seinen tiefen Sinn. P. Wust drückt diesen Gedanken aus, wenn er sagt: Die höchste Aufgabe der Philosophie besteht schließlich gar nicht darin, einem vorwitzigen Wissenstrieb exakte Begriffe als Nahrung vorzusetzen. Die Philosophie hat ihre Aufgabe dann schon reichlich er-

[38]) Genesis 3, 5.
[39]) Vgl. N. Hartmann, Metaphysik der Erkenntnis 1925, S. 245 und 248.

füllt, wenn sie den Menschen an die Seinsabgründe unmittelbar heranführt. Dort mag er sich dann schaudernd über die dunkle, rätselschwangere Tiefe beugen, und staunen und schweigen [40]). Wie also jenes Erfassen möglich ist, das ist unerklärbar. Daß es sich um ein wirkliches Erfassen handelt, läßt sich negativ und positiv zeigen. 1. Negativ — durch Abgrenzung gegen ähnliche Akte. Zunächt handelt es sich hierbei um kein Erleben. Im Erleben fehlt das für das Erfassen charakteristische Gegenüber des Objektes. Dieses ist viel inniger mit dem Akt, also dem Erleben, verwachsen. Gefühle, Wollungen, Einstellungen usw., also psychische Vorkommnisse, werden erlebt; aber keine sinnlichen oder übersinnlichen Gegenstände. Das Erlebte wird nicht vergegenständlicht. Das Erleben ist auch ein Ins-Bewußtsein-Nehmen, aber die Stellung des Erlebten zum Ich ist ganz verschieden von der des Erfaßten zum Ich. Vom Erleben ist das Bemerken zu unterscheiden. Die Wurzel des Bemerkens ist das Aufmerken. Ein typisches Beispiel: Ich lese ein Buch, Zeile für Zeile, bin aber mit meiner Aufmerksamkeit anderswo. Ein Erleben ist vorhanden, wie man sich leicht überzeugen kann, aber kein Bemerken. Ferner handelt es sich nicht um Erschaffen. Denn wir können nicht etwas aus Nichts hervorbringen. Das Erschaffen braucht sich auch nicht nach einem Etwas zu richten. Nur in einem uneigentlichen Sinne kann man von Erschaffen hierbei sprechen. Und zwar insofern, aber auch nur insofern, als der denkende menschliche Geist das Metaphänomenologische gewissermaßen aus dem Phänomen abzulesen und es vor das Bewußtsein zu bringen hat. Weiter handelt es sich um kein Ergreifen, d. h. ein Erfassen im gewöhnlichen populären Sinne eines realen In-Besitz-Nehmen. Dabei nämlich offenbart das Subjekt ein aktives Streben. 2. Positiv — durch Eigencharakterisierung. Während wir im Erlebnis bloß etwas b e wußt haben, ist es beim Erfassen g e wußt, d. h. wir wissen darum, nehmen Kenntnis davon. Charakteristisch ist für das Erfassen das oben erwähnte Gegenüber. Das Erfaßte steht dem Ich als ein Gegenstand gegenüber. Das Erfaßte und das Erfassen liegen im Gegensatz zum Erlebten und Erleben auseinander. Beim Erfassen handelt es sich um ein Aneignen, seelisches Haben, welches mit einer Kenntnisnahme verbunden ist. Sorgfältig ist zu unterscheiden zwischen dem Erfassen und dem Urteilen über das Erfaßte. Dieses Urteilen kann durch allerlei falsche Gedanken sehr unvollkommen sein, während das Erfassen verhältnismäßig genau ist. Kurz gesagt: Jeder weiß, was es heißt: Ich erfasse

[40]) P. Wust, Die Auferstehung der Metaphysik, Lpz. 1920, S. 278.

etwas, z. B. einen Gegenstand, und erlebe etwas, z. B. ein Gefühl der Freude.

Wendet man diese Erkenntnis auf unser Problem an, so mindert sich auch das Rätselhafte, das im Erfassen des Metaphänomenologischen liegt, wenn auch eine Lösung davon nicht zu erwarten ist. Sicherlich liegt in diesem Bereiche die Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Vorstellung; das Vorstellungsproblem ist ein metaphänomenologisches Problem.

Anhang:

Gesamtinhalt.

Erk.-th. Untersuchungen über das Vorstellungsproblem bei Theodor Ziehen.

A. Darlegung.

I. Wichtige Punkte aus dem Gebiete der Grundlage.

1. Die Gignomene:
   a) Alles Gegebene ist entweder Empfindung oder Vorstellung;
   b) bewußt ist gleich psychisch;
   c) die Annahme einer Materie ist ein Verstoß gegen das Immanenzprinzip („Positivismus").
2. Der Binomismus:
   a) Kein substantieller Dualismus (psychisch-materiell), sondern doppelte Gesetzmäßigkeit: Binomie (Kausal- und Parallelgesetze);
   b) Reduktionsbestandteil und ν—Komponente.

II. Erkenntnistheorie der Vorstellung:

1. Vorstellungen sind zwar aus Empfindungen hervorgegangene (protästhetisches Prinzip), aber nicht sinnlich-lebhafte Denkvorgänge; Erinnerungsbild und Vorstellung; Begriff und Vorstellung;
2. Empfindung und Vorstellung: Die Vorstellungen sind eigentümliche spezifische Transformationen der Empfindungen. Ihr qualitativer Unterschied besteht in der Sensualität; Hume und Stumpf. Uebergänge zwischen Empfindung und Vorstellung (vgl. Jaensch's Anschauungsbilder) existieren nicht.
3. Vorstellungsdispositionen. Erklärung des Vergessens. Gehirnlokalisierung von Empfindung und Vorstellung.
4. Grundeigenschaften der Vorstellung.
   a) Inhalt: Transformierte Empfindungen;
   b) Energie: Sie ist identisch mit der Erregungsintensität der Rindenzellen;

c) Temporalität (Dauer): Zeitlicher Ablauf;
d) Gefühlston: Dieser ist eine begleitende Eigenschaft der Vorstellung, nichts Selbständiges. Irradiation.

5. Aktcharakter der Vorstellung.
6. Vorstellung von Vorstellungen: Radikalbeziehung. Unbewußte Vorstellungen.
7. Vorstellungsakt und Vorstellungsinhalt. Vorstellung und Gegenstand; Vorstellung und Ich.

B. Kritik.

I. Zur Kritik der Grundlage.

1. Der Empfindungsmonismus.
Dieses Kapitel enthält die kritische Beurteilung des erk.-th. Psychomonismus Ziehens auf der Grundlage des kritischen Realismus.

2. Metaphysik bei Th. Ziehen.
In diesem Kapitel wird der Nachweis geführt, daß sich sowohl in der Grundlage der Lehre als auch in ihren Einzelheiten Metaphysik findet.

3. Aktualitätslehre.
Kritische Beurteilung des Binomismus.

II. Kritik der Erkenntnistheorie der Vorstellung.
In diesem Teile werden Ziehens erk.-th. Ansichten über das Vorstellungphänomen untersucht. Im einzelnen wird behandelt: Begriff der Vorstellung. Vorstellung und Empfindung. Vorstellung und Begriff. Latente Dispositionen. Unbewußte Vorstellungen. Vorstellung und Gehirn. Vorstellung von Vorstellungen. Eigenschaften der Vorstellung.

C. Zur Erkenntnistheorie der Vorstellung vgl. S. 6: Inhalt.

Literaturverzeichnis.

Zur Darlegung: Außer den (S. 5, Anm. 1) angegebenen Werken noch folgende:

Psychophysiologische Erk.-th. 2. Aufl., Jena 1907;

Erk.-th. Auseinandersetzungen; in Zeitschr. für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane, Bd. 27 (S. 305—343); Bd. 33 (S. 91—128); Bd. 43 (S. 241—267);

Ueber die Allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn und Seelenleben, 3. Aufl., Lpz. 1912;

Das Gedächtnis. Eine Festrede. Berlin 1908, Verlag von August Hirschwald;

Die Prinzipien u. Methoden der Intelligenzprüfung, 3. Aufl., Berlin 1911;

Die Beziehungen der Lebenserscheinungen zum Bewußtsein, Berlin 1921;

Grundlagen der Naturphilosophie, Lpz. 1922 (Verlag Quelle u. Meyer);

Das Verhältnis der Herbartschen Psychologie zur physiologisch-experimentellen Psychologie, 2. Aufl., Berlin 1911;

Sechs Vorträge zur Willenspsychologie, Jena 1927;

Psychiatrie, 4. Aufl., Lpz. 1911;

Seelenleben der Jugendlichen, Langensalza 1923;

Physiologische Psychologie der Gefühle u. Affekte, in: Verhandlungen der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Aerzte, Cassel 1903, I. Teil;

Kategorien und Differenzierungsfunktionen, in: Vierteljahrsschr. für Philosophie und Soziologie, Bd. 39, hersg. von P. Barth, I und II;

Zur Kritik:

Felsch, Die Psychologie bei Herbart u. Wundt mit Berücksichtigung der von Th. Ziehen gemachten Einwendungen gegen die Herbartsche Psychologie, in: Zeitschr. für Phil. und Pädagogik, Bd. VII, VIII u. IV;

O. Flügel, Ziehen u. die Metaphysik, in: Beiträge zur Kinderforschung, Heft 103, 1912;

Ueber Ziehens physiolog. Ps.; Jena 1891, in: Zeitschr. für exakte Phil., 19;

J. Paulsen, Untersuchungen über die psychophysiologische Erk.-th. Th. Ziehens, in: Archiv für die gesamte Psychologie, Bd. 22 (1912), Bd. 31 (1914);

R. Schauer, Theodor Ziehens pädagogische Bedeutung, in: Zeitschr. für Kinderforschung, Jg. 17;

K. Marbe, Ziehen: Psychophysiol. Erk.-th., Jena 1898, in: Vierteljahrsschr. für wiss. Phil. (hrg. von P. Barth), Bd. 23 (1899);

O. Flügel, Die Bedeutung der Metaphysik Herbarts für die Gegenwart usw., in: Zeitschr. für Phil. u. Päd., Bd. VIII;

Martha Ulrich, Der Ziehensche Binomismus u. sein Verhältnis zur Philosophie der Gegenwart, in: Kantst., Bd. 25 (1920);

C. Gutberlet, Die Willensfreiheit u. die physiologische Psychologie, in: Phil. Jahrbuch der Görresgesellschaft, Bd. V (1892).

Lebenslauf.

Ich, Johann Joseph Schenk, kath. Konfession, wurde am 31. Januar 1906 zu Köln a. Rh. als Sohn der Eheleute Johann Schenk-Dürwerdt geboren. Nach vierjährigem Besuch der kath. Volksschule in Köln wurde ich Ostern 1916 in die Sexta des Staatlichen Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums in Köln aufgenommen. Hier erwarb ich Ostern 1925 das Reifezeugnis. Zum S.-S. 1925 wurde ich Studierender der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Bonn und hörte bis W.-S. 1928/29 philosophische und theologische Vorlesungen. Gleichzeitig hörte ich von S.-S. 1927 bis S.-S. 1928 Vorlesungen über scholastische Philosophie an der Albertus-Magnus-Akademie zu Köln. Die mündliche Doktorprüfung fand statt am 30. April 1929.

Allen meinen Lehrern schulde ich Dank!